

Brigitte Diefenthaler, geboren 1960 in Augsburg, lebt mit ihrer Familie in Königsbrunn. Nach einem Studium der Germanistik und Philosophie arbeitet sie als MTLA und als freie Autorin. Sie schreibt außer zeitgenössischer Literatur Thriller für Erwachsene und Jugendliche sowie Kurzgeschichten.

Die deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-95786-182-5

© Wißner-Verlag, Augsburg, 2018 | www.wissner.com

© Coverabbildung:

Fahrrad: Jayakumar

Baum: Maryna Amediieva

Pflastersteine: Andreas Krumwiede

Alle Nutzung unter Lizenz von Shutterstock.com, 2018

Straßenansicht: Archiv Wißner

Composing durch Lisa Schwenk

Cover: Lisa Schwenk

Lektorat: Andrea Müller

Druck: CPI books GmbH, Ulm

Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf deshalb der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

INS DUNKEL
GEBOREN



I

Die Sonne stand schon über dem Dach der Scheune. Ich hatte verschlafen. Ausgerechnet. Denn es war Sonntag und ich sang im Kirchenchor, wenn mich der Vater nicht mit schlechter Laune abpasste.

Ich beeilte mich mit meinen Morgenarbeiten und bald klebte mir mein Kittel am Rücken. Doch bis alles fertig war, war es für die Kirche zu spät. Ich stellte den Futterwagen in die Scheune und spähte über den Hofplatz. Keiner meiner Brüder ließ sich blicken und die Wiese unter den Obstbäumen glitzerte im Morgentau. Beides nahm ich als Zeichen dafür, dass ich es bis zum Kartoffelschälen schaffen würde, meine Murrenbahn zu glätten. Die größeren Steine zur Abgrenzung hatte ich schon unter der Woche entlang der Bahn aufgereiht. Allerdings war spielen nach Meinung meiner Familie Zeitverschwendung und ich durfte mich nicht dabei erwischen lassen, sonst setzte es Schläge. Also schlich ich gebückt an der Hauswand entlang, um für feindliche Beobachter in und um das Haupthaus unsichtbar zu bleiben. Aufatmend bog ich um die Ecke, als mich das Gebrüll meines ältesten Bruders wie ein Blitz durchfuhr. Vor Schreck erstarrte ich. Heiser und noch betrunken vom Vortag klang er und hatte wahrscheinlich wieder mal »Koine abgekriegt«. Was er schlecht vertrug, schließlich behauptete er, alle Weiber wären scharf auf ihn und seine Muskeln. Endlich überwand ich meine Lähmung und huschte hinter unseren Abtritt und von dort hinter den Heuanhänger. Mein Ziel, der Hühnerstall, lag hinter dem Misthaufen. Mattes' Gebrüll näherte sich und ich floh Richtung Stalltür.

Meine Geister zählten meine hektischen Sprünge. »Eins, zwei ... zwölf«, sangen sie.

Ich war da. Mit zitternden Fingern schob ich den Riegel zurück und zwängte mich durch den Spalt.

Dieses Frühjahr hatte der Fuchs zwei Hennen aus dem Freigehege geraubt. Seitdem blieb das Brett über der Luke zum Freilauf hinaus verschlossen und die Hühner verbrachten Tag und Nacht in ihrem niederen Bretterschlag. Im Stall war es düster und mir schlug beißender Gestank entgegen. Mit einem leisen Lockruf gab ich mich zu erkennen. Sich um die Hühner zu kümmern, war allein meine Arbeit, und der Hahn und die Glucken antworteten mit verhaltenem Gackern.

Ich schloss die Tür und quetschte mich hinter eine mit Hühnerdreck besudelte Schubkarre. Mattes, Erbe der zu großen Stallschuhe meines Vaters, hatte sich angewöhnt, seine Füße beim Laufen kaum anzuheben. Ich lauschte, bis das typische Schleifen seiner Schuhe auf dem steinigen Hof sein Kommen verriet. Dann hörte das Schlurfen auf und ich wusste, dass Mattes auf der Höhe des Misthaufens sein musste und der verstreute Stalldreck seine Schritte dämpfte. In meiner Einbildung sah ich ihn bereits vor der Tür stehen und wagte kaum mehr zu atmen.

Die verrosteten Türscharniere quietschten und das einfalende Licht jagte das Zwielflicht des Verschlags in die Ecken. Dieses Mal flatterten die Hühner mit Höllenlärm von ihren Stangen. Ich grub mir die Zähne in den Handrücken.

Mattes' Umriss zeichnete sich im hellen Türrechteck ab und durch den Spalt zwischen Schubkarre und Stallboden konnte ich seinen langgezogenen Schattenkopf sehen. Ich krallte meine Zehen in den Hühnermist und biss noch fester zu. Der Schatten meines Bruders zuckte vor der Karre hin und her. Er bückte sich. Ich saß in der Falle! Hektisch überlegte ich, wohin ich flüchten könnte. Bis zur Hühnerluke war es nicht weit. Dann durch das Maisfeld zum Wald. Am Abend würde Mattes früh ins Bett gehen und bis morgen hielt seine Wut nicht. Ich spannte meine Muskeln an, doch bevor ich aus meinem Versteck springen konnte, erhoben meine toten Geschwister ihre

Stimmen. Die Luke sei zu eng für mich und außerdem würde ich zu lange brauchen, um das Brett aus der Verankerung zu heben. Ihr warnender Chorgesang tobte als wild gewordenenes Echo durch meinen Kopf. Ich hielt mir die Ohren zu, was nichts nutzte, und außerdem hatten sie recht. Ich kauerte mich wieder zusammen und beobachtete durch den Spalt unter der Schubkarre die unschlüssigen Bewegungen von Mattes' Schattenkörper. In Gedanken ehrte ich meinen Großvater, der zu geizig gewesen war, den Hühnerstall so zu bauen, dass ein Erwachsener darin stehen konnte. Mattes als »Gschdandns Mannsbild«, wie er sich selbst bezeichnete, bückte sich nicht gern.

»Johann! Komm raus do, sonscht passiert äbbes.«

Sein Bass brachte meine Nackenhaare zum Kräuseln. Johann! Er rief mich nie bei meinem Namen! Außer ... Hatte ich doch etwas angestellt? Die Küche war sauber, das Geschirr im Schrank, den Schweine- und Hühnerstall hatte ich gemistet. Ich fand keinen Grund für dieses »Johann« und das war schlimm. Ein dicker Kloß saß plötzlich in meinem Hals. Ich schmeckte Blut und ließ meinen Handrücken los.

Es gab einen magischen Gesang, den ich von den Geistern gelernt hatte, um Gefahr abzuwenden, und ich formte die Worte mit meinen Lippen. Sang sie lautlos. Für alle Fälle presste ich Gebete dazwischen, obwohl es kein Gefühl zwischen Gott und mir gab. In meinem Mund sammelte sich Spucke. Wegen der Enge in meinem Hals schluckte ich viel zu laut. Der Schattenkopf zuckte noch immer vor meinen Zehen. Vor Angst geriet meine Litanei ins Stocken und ich schloss die Augen. Auf keinen Fall durfte ich die Melodie wiederholen, sonst würde sich der Schutzzauber ins Gegenteil verkehren. Meine Geister übernahmen die Aufgabe des Chors.

»Er kommt ned!«

»Glei geht er.«

»Vergisst uns.«

Der scharfe Hühnerkot biss mir im Hals und ich atmete in kurzen Zügen, um nicht zu husten. Die Melodien gingen mir aus. Gerade noch rechtzeitig warf Mattes die Tür ins Schloss und es wurde dunkel. Erleichtert hustete ich und wischte mir mit dem Hemdsärmel übers Gesicht.

Da hörte ich es.

Das Heulen.

Draußen.

Noch einmal und noch einmal.

Leo, mein Hund, büßte statt meiner.

Die Geister schwebten auf eine Hühnerstange über meinem Kopf und starrten von dort auf mich herunter. Das machten sie nur selten. Meistens blieben sie in meinem Kopf, was mir lieber war. Sie leibhaftig zu sehen, fand ich unheimlich.

»Der macht dein' Hund dod!« Elisabeth saß zwischen Tobias und dem Nest unserer besten Glucke und ihre blauen Augen leuchteten.

Tobias schüttelte seine Fäuste. »Du muscht m Leo helfa!«

»Na! Auf koin Fall!«, widersprach Sophie und steckte sich ihre durchscheinenden Zöpfe hinter die Ohren. Sie war die Älteste und Ängstlichste der Drei. »So bös wie dr Mattes isch. Lieber bringt er n Leo um als di.«

Umbringen! Das durfte er nicht. Nicht Leo! Ich schoss aus meinem Versteck, stieß die Tür des Hühnerstalls auf und stürmte hinaus. Neben den mistverklebten Stallstiefeln meines Bruders lag ein schwarz-weißes Fellknäuel. »Leo!«

Mein Bruder sah mir entgegen. Seine Lippen gaben gelb gefleckte Zähne frei. Mit gesenktem Kopf stürzte ich diesem Grinsen entgegen.

»Komm zruck!« Doch die Wut trug mich weiter und die Schreie meiner toten Geschwister verklangen zu undeutlichem Flüstern.

Aus den Augenwinkeln sah ich Leos geöffnete Schnauze.

Seine Zunge hing aus dem Maul, Gras klebte daran und bei jedem Atemzug zitterte blutiger Schaum über seiner Nase. Mit voller Wucht prallte ich mit dem Kopf gegen die Gürtelschnalle meines Bruders. Er zerrte mich an den Haaren hoch und schüttelte mich grob. Vom Nacken aus schoss ein Schmerzpfahl hinunter bis in meine Zehen. Ich gab keinen Laut von mir, um seine Wut nicht noch schlimmer zu machen.

»Du kloine Missgeburt!«

Seine freie Faust schoss vor und traf mich unter dem Auge. In meinem Kopf knackte es und mir entschlüpfte ein Stöhnen.

»Was machsch mit m Schweinchen?« Die Stimme gehörte Sepp, jünger als Mattes, aber gefährlicher, obwohl er sich nur selten prügelte. Dass er gerade jetzt auftauchte, war schlecht.

Mattes war jähzornig und hätte bald genug gehabt, doch jetzt lachte er. »Schweinchen! Hasch recht! Quiekt wie a Sau.«

Sepps Zunge fuhr über seine vom Faustschlag des Vaters einige Tage zuvor geschwollene Lippe. Sein einseitiges Grinsen wirkte rachsüchtig. »Der Idiot frisst zviel und duad nix.«

»Was solln mir mit ehm macha?« In der Frage meines ältesten Bruders lauerte etwas Böses. Böser noch als sonst!

Meine Schwester Jule kam aus dem Haupthaus über den Hof. Wahrscheinlich wollte sie wissen, was es mit Mattes' Geschrei auf sich hatte. Elfjährig war sie nur zwei Jahre älter als ich. Aber während ich das überflüssige Anhängsel unserer Familie war, gehörte Jule dazu. Dafür bezahlte sie ihren Preis und machte alles mit, was die Großen von ihr wollten. Sie weinte niemals. Vielleicht konnte sie es gar nicht. Dafür war sie eine Spezialistin im Quälen. Beim Misten stach sie unsere Kühe mit der Mistgabel in den Bauch und freute sich an deren hilflosem Muhen. Voriges Jahr, kurz nach Weihnachten, hatte sie dem Stier Glassplitter unter das Futter gemischt. Ich erinnere mich noch gut an dessen Gebrüll, bis ihm der Vater den Gnadenschuss verpasst hatte. Es war unser bester Zuchtstier

gewesen und außer mir wusste von den Splittern niemand. Ich habe sie nicht verraten. An wen auch? Außerdem gab es danach für jeden, sogar für mich, nicht nur Mehlsuppe, sondern Fleisch auf den Teller. Natürlich redeten wir nie darüber, doch sie wusste, dass ich es wusste. Seitdem spielte sie nicht mehr mit mir und ging mir aus dem Weg. Ich spürte keinen Hass in ihr, sondern Angst. Schreckliche Angst.

Mein Bruder schüttelte mich noch einmal. Jule blieb vor mir und Mattes stehen. Ich sah auf ihre Stall-Latschen, in denen sie hin und her wippte.

»Wenn er a Sau isch, schlachtescht du ihn dann?«, säuselte sie aus sicherer Entfernung.

Niemand war da, der mir helfen würde! Mattes hörte nicht auf, mich zu schütteln. Die wippenden Schwesternfüße verschwammen vor meinen Augen und in meinen Ohren begann es zu summen. Darunter mischte sich das Geflüster meiner Geister. Zu leise, als dass ich etwas verstehen konnte, doch ihre Anwesenheit war ein Trost.

»Er isch hässlich! Dun mir n in an Sack und werfn ihn in n Fluss nei!«

Mattes drückte meinen Kopf nach unten. Jule hörte auf mit dem Wippen und wich noch weiter zurück. Mattes' Stimmung kippte schnell, das hatte auch meine Schwester schon oft erfahren.

Grob riss er meinen Kopf hoch. Ich versuchte zu schreien, doch es kam nur Wimmern aus meinem Mund. Vor Schmerz wurde mir schwindelig. An meinem Hintern wurde es warm und klebrig.

»Der stinkt! Stinkt!« Jule sang und hüpfte in gebührendem Abstand um uns herum.

»Der Idiot hot in'd Hos gmacht. Der muss ins Wassal!« Sepp schwenkte einen unserer alten Rupfensäcke vor meinem Gesicht.

Sie stülpten mir den Sack über den Kopf.

»Macht ihr den Josi dod?« In Jules Stimme klang plötzlich ein Zögern. »Abr was sagn wir dem Vadder, wo er hin isch?«

»Dass er auf und davon isch und sich von dr Arbeid druckd.«

»Tun wir den Köter au in' Sack, sonscht glaubt uns dr Vadder ned.«

»Und dann?«, fragte Mattes.

Es lag etwas Müdes in seiner Stimme. Hatte er genug?

»Was scho?« Sepps Stimme kiekste erregt. »Du hausch'd ehm auf n Kopf, damit er koin Muggs mehr dun ka.«

Ein harter Schlag traf mich an der Schläfe. Mir blieb die Luft weg. Dann brüllte ich. »Vadder! Vadder!«

Vielleicht kam der Vater früher vom Feld zurück. Zum ersten Mal in meinem Leben sehnte ich mich nach dem Mann, der mich fast jeden Tag prügelte und mir jeden Bissen, den ich aß, vorrechnete.

»I will ned ... ned ... sterbn«, presste ich, unterbrochen von wilden Schluchzern, hervor.

»Halt Goschn!«, zischte Mattes, aber er schlug nicht mehr.

»Warum machsch'n ned hin? Wenn er schreit?« Sepp war zurück und seine Stimme triefte vor Verachtung.

»Mach du's halt!«, brüllte Mattes.

Durch den groben Stoff sah ich Sepp beschwichtigend die freie Hand heben. Mit der anderen hielt er Leo an den Vorderläufen in die Höhe. »Is scho guad! Ersaufn dud er sowieso. Isch vielleicht besser, wenn's n dann findn.«

Sie schoben meinen schlaffen Hund zu mir in den Sack. Ich presste Leos Kopf an mich. Er winselte und leckte mit seiner rauen Zunge über mein Kinn. Er lebte! Meine Geister stimmten ihren Chorgesang an. Ich schöpfte Hoffnung und drückte meinen Hund fester an mich. Ich würde ihn retten, ihn und mich! Zwei Sommer zuvor hatte mich der Vater so

oft in den Fluss geworfen, bis ich nicht mehr unterging. Deshalb war ich, im Gegensatz zu den meisten der anderen Dorfkinder, ein tüchtiger Schwimmer. Und Hunde konnten wie fast alle Tiere von Natur aus schwimmen. Behauptete mein Lehrer. Und Leo konnte es auf jeden Fall. Ich musste Leo und mich aus dem Sack befreien. Aber wie sollte ich? Rührte ich mich, schlugen sie mich tot – sie waren schon zu weit gegangen. Der Sack wurde an beiden Enden hochgehoben. Ich begann wieder zu schreien und stieß mit den Beinen.

»Halts Maul!«

Sie ließen mich fallen. Durch die Maschen sah ich Sepps Gesicht ganz nahe vor meinem, mit dem Finger presste er mir ein Stück des Sacks zwischen die Zähne. Es schmeckte nach Dung. Ich hustete und würgte mit aufgerissenem Mund. Sepps Finger schob sich noch tiefer in meinen Mund. Mir blieb die Luft weg. Panisch biss ich zu. Mit aller Kraft, die ich noch hatte. Das Blut meines Bruders schmeckte nach Eisen und dem Salz meiner Tränen.

»Au, du ...!« Durch den Jutestoff packte mich Sepp mit seiner freien Hand an den Haaren und schlug meinen Kopf auf den Boden. Wieder und immer wieder. »Idiot! Lass mich los!«, schrie er.

Ich konnte nicht loslassen, konnte nicht – vor meinen Augen flimmerten Punkte.

Sepp riss mir seine Finger aus dem Mund. »Diesr Deifel!«, fauchte er.

Durch die faserigen Quadrate starrte mich sein blutunterlaufenes Auge an, dann verschwamm es. Eine furchtbare Kälte kroch in mir hoch und in meinem Kopf explodierten winzige Sterne. Ich konnte nicht mehr schlucken und Spucke lief über mein Kinn in Leos Fell. Ich versank in Watte. Schlafen, versinken ... Leo zappelte in meinen Armen und ich riss die Augen auf. Durch die Jutelöcher sah ich die Beine meiner Brüder und

das Geländer der Brücke. Jule schien verschwunden. Wahrscheinlich hatte sie sich irgendwo verkrochen. Vielleicht tat es ihr sogar leid, denn irgendwann waren wir Spielkameraden gewesen. Von Mattes und Sepp war kein Wort mehr zu hören. Der Sack schwang hin und her, höher und höher.

»Jetzt!«, brüllte Mattes.

Wir flogen. Ich hielt den Atem an. Mit lautem Klatschen schlug das Wasser über uns zusammen.

»Dei Messr! Du hasch doch a Messr! Messr ...«, drängte der Chor meiner toten Geschwister von irgendwo her.

Doch ich hatte keine Kraft mehr. Ich konnte uns nicht retten. Wenigstens musste ich nicht allein sterben. Wir tauchten auf. Wieder winselte Leo und leckte über mein Kinn.

»Josi! Josi!«, sang der Geisterchor so hoch und schrill wie noch nie zuvor. »Dei Messr! Du hasch es selbscht gschliffa!«

Vielleicht sangen auch Engel. Vom Himmel hoch, doch sie sangen von Messern.

Die Strömung riss uns mit, noch konnte ich atmen.

»Dei Messr!«

Der Gesang meiner Geister und die Kälte des Wassers drangen zu mir durch und meine Erstarrung löste sich. Benommen fingerte ich nach dem Jagdmesser, das ich, an einer Schlaufe meiner Hose befestigt, immer mit mir herumtrug. Ich schaffte es, das Messer aus seiner ledernen Hülle zu ziehen, und stieß es in den nassen Sack. Der verschlissene Stoff zerriss ohne großen Widerstand und ich sah blauen Himmel über mir, dann den Fluss. Wir gingen unter. Verzweifelt hackte ich weiter in die Jutefasern. Ich war klein und bald konnte ich mich durch das Loch winden und schnellte nach oben. Luft! Vor mir tauchte Leo auf. Ich bekam ihn zu fassen. Zog ihn hoch. Er steckte mit den Hinterläufen noch im Sack. Seine Augen waren aufgerissen und blutunterlaufen. Der Fluss riss ihn mir aus den Händen. Leos Kopf verschwand im sprudelnden Wasser vor mir.

»Leo!« Verzweifelt drehte ich mich im Kreis.

Vor mir tauchte seine Schnauze auf und ich krallte meine Hand in sein Nackenfell. Wir gingen unter, dann war mein Kopf wieder über dem Wasser. Ich atmete gierig ein und schaffte es, auch Leos Kopf über Wasser zu halten. Vorigen Sommer war ich oft von der Brücke gesprungen und bis zur nächsten Kiesbank geschwommen. Da war es leicht gewesen, ein Spiel, aber jetzt behinderte mich Leo, der panisch strampelte und sich immer mehr im Sack verhedderte. Außerdem war das Wasser eisig kalt und eine seltsame Lähmheit breitete sich in meinem Körper aus. Das Wattegefühl im Kopf kam zurück. Die Strömung zog uns zum rechten Ufer. Hier war die Böschung viel zu steil. Meine Geister spornten mich an. Mit einem gewaltigen Chorgesang von Jesus und der Freude. Ich liebte dieses Lied, genauso wie unser Küster und Leiter des Kirchenchors, der es oft auf seiner Orgel spielte. »Jesus bleibt meine Freude ... Jesus bleibt ...«

Ich begann zu schwimmen. Einarmig, denn mit einer Hand hielt ich meinen Hund. Die Strömung war stark und das gegenüberliegende Ufer mit der Kiesbank schien immer gleich weit weg zu bleiben. Wasser schlug über Leo und mir zusammen. Ich schluckte, hustete. Krampfhaft hielt ich Leos Kopf über Wasser. Wasser brannte in meinem Hals, in meiner Nase, in meiner Lunge. Die Strömung riss uns weiter, dem Wald entgegen. Noch immer hielt ich den zappelnden Leo nach oben. Er durfte nicht sterben! Wieder tauchte eine Kiesbank auf, lag wenige Meter vor uns. Steine schürften mir die Schienbeine auf. Ich nahm all meine Kraft zusammen und schaffte es, mich mit Leo ans Ufer zu schleppen. Noch mit den Beinen im Wasser brach ich nach Luft ringend zusammen. Der Hund auf meinem Bauch rührte sich nicht mehr. Um mich herum saßen die Geister. Ernst und schrecklich still.

Ich sah nichts. Versuchte, die Augen zu öffnen. Ging nicht.
»Leo?«, flüsterte ich.

»Is scho guad«, sagte jemand.

Mein Kopf wurde angehoben.

»Du musch drinkn!«, befahl die Stimme.

Etwas Hartes presste sich an meine Lippen. Es roch nach Torf. Ich trank. Mühsam, jeder Schluck tat weh.

»Jetzt schloaf.«

»Leo!«, protestierte ich. Ich bekam keine Antwort. Eine Hand legte sich auf meine Stirn und ich begann zu fallen. Ich fiel und fiel ... Leo.